

# Die Zeitungs Welt

Nr. 38

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

Von den fünf Eisenhütten, die nebst zwei Hochöfen und drei Walzwerken das Eisenhüttenwerk Erlengrund bildeten, war die Husterhütte die älteste. Und seit ihrem Bestehen, viele Jahrzehnte hindurch, hatte immer das gleiche Hammerschmiedegeschlecht, von dem die Hütte ihren Namen trug, in ihr gehaust. Von dem Fürchtegott Huster an, der den ersten Eisenklob unter ihren Hämmern geformt hatte, war immer ein Huster auf den anderen gefolgt.

Bei Niederlegung des ersten fertigen Eisenblockes in der Vorratskammer hatte Fürchtegott das Datum dieses Geschehnisses mit Mörstelstein an die Granitquadern der Wand geschrieben. Seine Nachfolger hatten in gleicher Weise ihren jedesmaligen Amtsantritt bemerkt, und so zog sich hinter dem ersten Fürchtegott eine stattliche Reihe von Traugotts, Fürchtegotts, Gottlobs und Gottliebs die Wand entlang, bis zu dem Gottlob, der zur Zeit unserer Erzählung den Posten des ersten Hammerschmiedes vertrat.

Eigentlich hießen sie gar nicht Huster, sondern Remec. Das war der Name, der in den Urkunden stand und vom Pfarrer in der Kirche verlesen wurde, wenn Familienereignisse eintraten. Sonst war er nie im Gebrauch. Das Gebirgsvölkchen haßte die toten Namen, bei denen es sich nichts denken konnte, und es gab deshalb jedem noch einen besonderen, einen „Spignamen“, der ent-

weder auf die Beschäftigung oder auf körperliche oder geistige Eigenschaften, Fehler oder Tugenden des Betreffenden Bezug hatte. So waren die Remecs mit dem Namen Huster belegt worden, den sie schon seit Generationen führten

und immer aufs neue bestätigten. Der täglich vierzehn- bis sechzehnstündige Aufenthalt in der mit dichtem Holzlohlenstaub erfüllten Hütte, der große Kontrast zwischen der Strahlhitze der gewaltigen Feuer und der eifrigen Temperatur in den Madstuben, hatte immer wieder die gleiche Erkrankung der Respirationsorgane erzeugt, die sich in einem bössartigen Husten kundgab, und der ein Huster nach dem anderen in den besten Mannesjahren erlag.

Von wem immer die Erlengrunder behaupteten, er habe den Huster Husten, um dessen Gesundheit war es übel bestellt.

Die Vorfahren der Husters waren einst als geschickte Waffenschmiede im Böhmerlande anässig gewesen. Als der Sturm der Reformation Europa aufwühlte, hatten sie sich mit Leib und Seele der neuen Lehre angeschlossen. Und als Böhmen mit Gewalt zum Katholizismus zurückgeführt wurde, hatten sie lieber die Heimat als den neuen Glauben aufgegeben, und waren nach Sachsen ausgewandert. Mit ihnen waren ganze Scharen von Glaubensgenossen über die Grenze nach dem sächsischen Teile des Erzgebirges gezogen und hatten dort allenthalben neue Ortschaften gegründet.

Die Husters hatten sich im Flußgebiet der Freiburger Mulde angesiedelt, wo ein begüterter Verwandter vom sächsischen Staate für wenig Geld eine lange Talniederung erworben hatte. Andere Familien waren nachgefolgt, und so war die Gemeinde Erlengrund entstanden.



Charlotte Bernstein-Singer: Der Sägenfeller.



Harte Zeiten mußten die Ansiedler durchmachen. Der neue Wohnplatz lag auf der allen kalten Winden offenen Nordseite des Gebirges, im rauhen Urwalde. War mancher Seufzer galt der Erinnerung an die verlassene schöne, sonnige Heimat, und oft wurde die Frage erwogen, ob man in einer Gegend bleiben sollte, in der das Leben nur unter härtesten Entbehrungen gestiftet werden konnte.

Da der Ackerbau in dem unwirklichen Klima schlecht lohnte, mußte an anderen Erwerb gedacht werden. Verschiedenes hatten die Erlengrunder schon probiert und wieder aufgegeben, als die Kunde von ungewöhnlich reichen Silberfunden, die in der Freiburger Gegend gemacht worden waren, zu ihnen in ihr einsames Tal drang.

Konnten in den Bergen, von denen sie umgeben waren, nicht ähnliche Schätze verborgen sein? Diesen Gedanken wurden die Erlengrunder nicht mehr los, und einer nach dem andern schlich sich mit der Spitzhacke hinaus, um nach Erzschätzen zu suchen. Lange Zeit war alles Suchen vergeblich und schon wollten die Erlengrunder misshütig auch ihre Schatzgräberei wieder einstellen, als einige von ihnen zwar nicht auf Silber, wohl aber auf Eisenerz stießen.

Dieser Fund gab neuen Mut, und als man nicht mehr auf gutes Glück loschickte, sondern auf Grund der gewonnenen Erfahrungen sorgfältig die Stellen im Gebirge auswählte, an denen das Vorkommen von Erzadern zu vermuten war, wurden in kurzer Zeit eine ganze Anzahl ergiebiger Eisenerzgrube bloßgelegt.

Neugierig und andächtig zugleich umstanden die Erlengrunder den ersten in das Dorf geschafften Säufen Erz. Alle waren von dem gleichen Gedanken besetzt, daß aus diesen Steinen ihnen Brot erstehen möge.

Während man noch über die Frage debattierte, was nun weiter zu geschehen habe, wurde Peitschenknall hörbar, und ein großer, von vier Pferden gezogener Kammwagen kam an der Talfrümmung in Sicht.

Das war Herr Hartmann, der Besitzer des Grund und Bodens, auf dem Erlengrund stand.

Ursprünglich hatte Hartmann beabsichtigt, dauernd in Erlengrund zu bleiben. Die harte Pionierarbeit, die hier geleistet werden mußte, war jedoch nicht nach seinem Geschmade gewesen. Er hatte den Aufenthalt in der jungen Kolonie bald satt bekommen und war in das fruchtbare Niederland gezogen, wo er eine Handelsniederlassung gründete. Bei seinen Fahrten durch das Land besuchte er auch regelmäßig die Erlengrunder, sie mit den unentbehrlichsten Waren versorgend.

Sein Erscheinen war stets ein Ereignis für die Erlengrunder, diesmal aber wurde er mit besonderer Spannung erwartet. Denn so weit auch sonst immer die Meinungen über die zu erhoffenden Folgen des Erzfundes auseinandergingen, darüber war man sich allseitig klar, daß eine Hebung des Schatzes nur mit Hilfe des Besitzers von Erlengrund möglich war.

Kaum daß der von allen Seiten freudig Begrüßte mit seinem Gefährt im Orte angelangt war, wurde er auch sofort zu dem Erzhaufen geleitet und ihm Mitteilung von dem erzielten Funde gemacht. Hartmann horchte hoch auf und ließ sich sofort zu den verschiedenen Schürfstellen führen, von jeder eine Probe des Gesteins mitnehmend.

Auf die Fragen der Erlengrunder, was er von dem Funde halte, äußerte sich Hartmann sehr zurückhaltend. Das Erz müsse erst untersucht werden. Dabei werde sich ja ergeben, ob ein Abbau lohnend sei. Vorläufig könne er gar nichts versprechen.

Das sahen die Erlengrunder ebenfalls ein, und wenn auch die kühle Art, mit der Hartmann die Sache behandelte, sie zunächst enttäuschte, so merkten sie doch an der Gast, mit

der er wieder zur Absahrt trieb, daß er innerlich den Fund anders, und jedenfalls viel günstiger als aus seinen Reden herausklang, beurteilte.

Damit hatten die Erlengrunder auch völlig recht. Hartmann war ein viel zu heller Kopf, um nicht mit einem Blick die Situation zu erfassen. Ohne Mühe zu erlangendes, zu Tage austretendes Erz, Wasserkräfte im Ueberfluß und Holz zum Verkohlen in unerschöpflicher Fülle. Da konnte der Ankauf von Erlengrund, den er schon bereit hatte, ihm doch noch großen Gewinn bringen. Ganz von seiner fälligen Tour abweichend, steuerte er direkt nach Freiberg zu und ließ dort die Gesteinsproben von Bergschachverständigen eingehend untersuchen. Das Ergebnis der Untersuchungen übertraf alle Erwartungen. Vier der Proben erwiesen sich den besten, bisher in Deutschland bekannten Eisenerzen als gleichwertig, zwei waren mittelgut und nur eine wegen etlicher schädlicher Beimischungen unbenutzbar.

Nach diesem Befunde mußte die Verhüttung der Erze sich unter allen Umständen rentabel gestalten.

Hartmann eilte daher von Freiberg direkt nach Dresden. Er erlangte dort nicht nur ohne Schwierigkeiten Nutzungsgerechtheit auf Eisenerz in weitem Umkreise von Erlengrund; die Regierung, der sich durch das Hartmannsche Projekt die Möglichkeit der Verwertung ihres großen Holzreichtums in der Erlengrunder Gegend, wie auch die Erschließung neuer Stenerquellen eröffnete, offerierte Hartmann für den Fall, daß sein Unternehmen zur Ausführung gelangte, auch ein auf lange Zeit feststehendes unverzinsliches Darlehen.

Vier Wochen später traf Hartmann mit einigen Fachleuten in Erlengrund ein, den Bau der ersten Hütte unverzüglich in Angriff zu nehmen.

„Gotthold! Gotthold! wirst du uns wohl heute noch Kohlen heranbringen! Das Feuer geht wahrhaftig noch aus, ehe der Junge wieder zum Vorschein kommt.“ So wettete der Guster-gottlob, indem er bald mit dem langen Schür-eisen das Feuer zusammenhielt, bald nach dem in Dunkel getauchten Teil der Hütte sah, in dem Gotthold mit einem großen Korbe verschwunden war.

Ogleich Guster-gottlob seine Worte nach alter Gewohnheit laut geschrien hatte, so waren sie doch in dem allgemeinen Getöse, das die Hütte erfüllte, verloren gegangen. Nur von seinem Schwager Anger, und noch einigen Männern, die, mit dem Rücken gegen das Feuer gefehrt, in der Nähe Guster-gottlobs standen, waren sie vernommen worden.

Anger, der den Posten des zweiten Hammerschmiedes versah, drehte sich bedächtig um, warf einen prüfenden Blick auf das mächtig lodernde Feuer, das gar nicht nach Ausgehen aussah, nahm langsam die Pfeife aus dem Munde und schrie seinem Schwager zu: „Du mußt doch ewig was zu frakeelen haben!“

„So,“ fuhr Guster-gottlob auf, „frakeelen! Siehst Du etwa nicht, was ich für ein Kreuz mit den beiden Kindern habe! Das Mädchen stellt mir zu Hause alles auf den Kopf, und der Junge denkt ebenso rebellisch, wenn er es auch nicht von sich gibt. Umsonst steht er nicht immer unher und simuliert. Soll mich nur wundern, ob er nicht schließlich noch ganz aus der Art schlagen und wie der Lieb Köhler werden wird! Köhler!“

Guster-gottlob begleitete die letzten Worte mit einem lauten höhnischen Lachen.

Anger schwieg eine Weile, dann trat er so dicht an seinen Schwager heran, daß die anderen Männer ihn nicht verstehen konnten und sagte unter Blinzeln der Augen: „Könntest eigentlich recht zufrieden sein, daß wir einen Köhler in der Verwandtschaft haben.“

„Mußte es deshalb gerade ein Guster sein?“ erwiderte Guster-gottlob. „Die Gusters waren immer in der Hütte und sie gehören in die Hütte. Aber freilich, das Alte gilt heute nichts mehr und der Rat der Alten auch nicht. Was habe ich der Minna schon alles für Andeutungen gemacht, daß der Nagelschmiedsernst ganz in sie verschossen ist, und eine gute Partie für sie wäre. Das Mädel tut, als versteht es mich nicht.“

„Gm,“ machte Anger, „würdest Dich wohl auch ziemlich dünn angestellt haben, wenn jemand Dir eine andere als Deine Starline hätte aufschwätzen wollen.“

„Soll das etwa heißen, daß das Mädel sich schon einen Schatz angeschafft hat? Na, dem wollte ich!“ Mit wuchtigem Schläge fuhr sein schweres Schür-eisen auf den Herd nieder: „Aber was die Starline anbelangt, so ist das eben mein Unglück gewesen, daß mein Vater nicht mehr am Leben war, um mir die Mädeln austreiben zu können. Er würde es nimmermehr zugegeben haben, daß ich die Starline heiratete. Noch an seinem Sterbebett hat er gesagt: „Gottlob, wenn Du an's Heiraten denkst, dann nimm' Dir eine von den Zehnschmieds, die passen zu uns. Ich habe das nicht befolgt, habe mir die Starline genommen, und keine gute Stunde habe ich gehabt, so lange sie lebte.“

Anger wiegte einige Male nachdenklich den Kopf und sagte dann mit Nachdruck: „Wirst wohl auch nicht ohne Schuld gewesen sein, wenn es zwischen Euch beiden nie zum Stimmen kam.“

Guster-gottlob hatte eine zornige Antwort auf den Lippen, doch er unterdrückte sie, da er diesem Augenblick Gotthold aus dem Dunkel der Hütte anschaute. Mit langsamen, schlurfenden Schritten, die Füße in klößigen Holzpantoffeln, näherte er sich dem Herde. Er war nur noch für seinen Vater ein „Junge“, sonst aber ein hochgewachsener, kräftiger Jüngling von zwanzig Jahren. Der Korb auf seinem Rücken war hoch mit Holzkohlen bepackt, die er nun mit einem Ruck in das Feuer warf.

Unter dem Berg neuen Brennmaterial verschwand die hell lodernde Flamme augenblicklich. Der vorher grell erleuchtete Platz vor dem Herde versank in tiefes Dunkel, in dem die Gestalten der Männer nur in unbestimmten Umrisen zu erkennen waren.

Doch dieses Dunkel währte nur wenige Minuten. Bald hier, bald dort schoß eine langzüngelnde Flamme empor, verschwand, kam wieder, und vereinigte sich mit anderen Feuerbändern zu wabernder Lohe.

Dann gab es einen leichten Knall, dem ein stärkerer und dann ein noch stärkerer folgte, bis ein Geknatter wie von Infanterie-Schnellfeuer entstand, das mit seinem hellen Laut das dumpfe Säusen der Gebläse und das Brausen des über die Räder stürzenden Wassers, welches sonst die Hütte erfüllte, völlig übertönte. Die in den Hohlräumen der Holzkohlen eingeschlossene Luft hatte sich erhitzt und sprengte ihre Behälter. Von der Gewalt der Explosion getrieben, schoben mächtige Funkenregen bis zum Dach der Hütte empor, um, von oben breit aufgelöst, langsam als feuriger Regen wieder herniederzurieseln.

In solchen Momenten bot das Innere der Hütte einen märchenhaft schönen Anblick. Alles, was sonst in tiefer Finsternis lag, wurde plötzlich sichtbar: Die an langen Stielen befestigten, sich drohend aufrichteten Fallhämmer; die in langsamer Umdrehung befindlichen mächtigen Holzwellen mit ihren Ringen, Bolzen und Zacken; das zwischen einem Gewirr von Balken und Sparren auf- und niedergehende Gestänge; die riesigen Blasebälge, die sich bald wie schwarze Ungeheuer aufblähten, bald wieder in sich zusammenfanfen.

Bald jedoch war dieses Feuerwerk verprasselt und in der Hütte würde wieder das alte Dunkel geherrscht haben, wenn nicht Gotthold rechts und links neben dem größten der Hämmer



Feuerbrände entzündet hätte. Gesprochen war nichts worden, aber Guster Gottlob hatte seine Keife beiseite gelegt. Das war das Signal, daß der im Feuer befindliche Block den nötigen Sitzgrad erreicht hatte. Auf dieses Zeichen veränderte sich die Haltung der Schmiede, die bis dahin eine gemächlich-lässige war, mit einem Schläge. Alles an ihnen wurde entschlossene Kraft und zielsichere Behendigkeit. War doch mit dem Beschütten, der ihnen das Eisen bilden half, nicht zu spaßen. Das war nicht der Dampfhammer von heute, der, dem leisesten Gebelndruck des Hammerführers gehorchend, sich allen Bedürfnissen des Schmiedeprozesses gleich einem verunftbegabten Wesen anpaßt, der sich bald mit normaler Wucht auf das Schmiedestück stürzt, um es im nächsten Augenblick kaum berührend nur zu lätscheln; dessen Schläge bald in schnellster Folge das Eisen treffen, der aber nach Bedarf auch sofort wieder ganz pausiert, oder nur in längeren Zwischenpausen einen Schlag gibt, sondern das war der ungelente, schwerfällige, vom Wasserrad angetriebene Fallhammer, der in immer gleichem Rhythmus mit stets gleicher Gewalt auf das Schmiedestück fiel.

In den Momenten, in denen der Hammer zu einem neuen Schläge ausholte, mußten sowohl alle Drehungen und Wendungen mit dem zentnerschweren Block vorgenommen, wie auch die erforderlichen Formen, Gesenke und Meißel zum Abschrotten untergebracht werden. Jede dieser Handierungen konnte nur gelingen bei dem raschesten und eraktesten Zusammenarbeiten der drei Schmiede. Und Guster Gottlob hielt eifern darauf, daß die Produkte seiner Hütte von keiner der andern Hütten nur erreicht, geschweige gar übertraffen wurden.

Tieferes, technisches Wissen ging diesen Hammergeschmieden alten Schlags völlig ab. Sie hatten weder Kenntnis von den Grundstoffen, aus denen das Eisen besteht, noch eine Vorstellung von den chemischen Prozessen, die sich bei der Verhüttung der Erze vollziehen. Die Gründe, warum diese Mischung ein gutes, jene Mischung ein schlechtes Resultat ergeben mußte, waren ihnen unbekannt. All ihr Wissen basierte auf Erfahrung, gesammelt in vielen Jahrzehnten und vererbt von einer Generation auf die andere. Und je weniger sie die bei der Verhüttung der Erze sich abspielenden Vorgänge in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit zu erfassen vermochten, desto mehr galt ihnen das überlieferte Rezept. Warum bei dessen gewissenhafter Anwendung ein gutes Produkt entstand, wußten sie nicht; daß aber bei jeder Abweichung ein Mißerfolg eintrat, das wußten sie nur so besser. Dadurch erhielt ihre ganze Geist- und Sinnesrichtung ein starr konservatives Gepräge, das sich auch auf die allgemeine Lebensanschauung, und auf die Gewohnheiten und Einrichtungen des täglichen häuslichen Lebens übertrug. Das Ueberkommene, Althergebrachte war das allein maßgebende.

Als Guster Gottlob das Gebläse abstellte und Anstalten traf, den Eisenbarren aus dem Feuer zu heben, räumten die Männer, die bis dahin vor dem Feuer gestanden, das Feld. So wenig Guster Gottlob dagegen einzuwenden hatte, wenn Gäste sich an der Wärme des Herdfeuers gütlich taten, wenn es zum Schmieden ging, durfte ihm niemand im Wege stehen. Das wußten auch die heute anwesenden Nachbarn, und sie suchten deshalb den Raum hinter dem Feuer auf. Hier bildete das weit vorspringende Mauerwerk des Herdes eine breite und tiefe Nische, die bis unter das Dach mit Brettern abgeklagen und mit einer Tür versehen war. Eine rohe Sitzbank lief rings herum an der Wand entlang. In diesem Räume fanden sich an den langen Herbst- und Winterabenden immer eine Anzahl Männer zusammen.

Wenn draußen der Sturm um das Dach der Hütte heulte oder der Schnee unter bitterster

Winterkälte knirschte, dann saß es sich gut in diesem versteckten, warmen Winkel. Das Getöse der Hütte war hier nur noch dumpf, wie aus weiter Ferne vernehmbar, und störte die Unterhaltung nicht, die sich meist um Gespenster- und Teufelsgeschichten drehte. Die Erlengrunder zerfielen immer in zwei Parteien: die einen, die steif und fest an Gespenster und an das leibhaftige Erscheinen des Teufels glaubten, und die andern, die „Freigeister“, die über den Gespenster- und Teufelsglauben spotteten. Die ersteren waren aber stets in der übergroßen Mehrheit, und wer nicht ganz tauffest war, der konnte bei den Erzählungen im Hüttenwinkel, wenn das durch Mauerritzen einfallende Flackerlicht des Herdes gespenstisch auf den schwarzen Wänden hin- und herhuschte, das Gruseln lernen.

War der Winter von besonderer Strenge oder langer Dauer, so daß die Brennholzvorräte der Erlengrunder zusammenschmolzen, dann wurde die Zahl derer, die sich auf einige Stunden ordentlich durchwärmen wollten, täglich größer, bis der Winkel die Besucher kaum fassen konnte. Für gewöhnlich war das nur der Fall, wenn der Seff anwesend war. Heute war ein solcher Tag, und deshalb schlüpfen in längeren Zwischenräumen immer wieder Erlengrunder durch die kleine Tür in großen Hütteneingang und verschwanden hinter dem Herd.

Der Seff kam regelmäßig alle vier Wochen nach Erlengrund. Er war eine große, baare Gestalt mit verwittertem Gesicht, eisgrauem, aber immer flott aufgewirbeltem Schnurrbart und langem, bis auf die Schultern fallendem Haupthaare. Von den ausgefranzten und vielfach geflickten Hosen bis zu der verwitterten Stiefelbedeckung war alles an ihm zerklüftet. Niemand hätte die ursprüngliche Färbung seines Hutes, oder die Farbe der alten Wolldecke, die der Seff Sommer wie Winter um die Schultern trug, ermitteln können. Leidlich intakt war nur der breite, mit Arabesken aus blanken Metallknöpfen geschmückte Ledergürtel, an dem Seffs Vorrat an Mausefallen und die Tasche mit Werkzeugen und Draht zum Einstricken der Töpfe hing.

Wie er so ging und stand und gar treuherzig in die Welt hineinschaute, erschien der Seff als der Typus des armen Slawoniers, der nichts besaß, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und der nur von der Hand in den Mund lebte.

Der Müller, der einmal auf der Suche nach einem guten Zugochsen tiefer nach Böhmen hineingekommen war, behauptete freilich, daß er in einem Gasthause einen fein gekleideten Herrn habe tafeln sehen, der akkurat so ausgesehen habe wie der Seff. Doch die Erlengrunder hatten ihn mit dieser Erzählung weidlich ausgelacht und soviel gehänselt, daß er ganz zufrieden war, als niemand mehr auf die Sache zurückkam. Innerlich aber blieb der Müller fest von der Richtigkeit seiner Wahrnehmung überzeugt, und so oft er nachdem den Seff zu Gesicht bekam, sagte er jedesmal zu sich selbst: „Und er ist es doch gewesen!“

Der bloße Umstand, daß der Seff die Erlengrunder mit Mausefallen versah und das in Stücke gegangene irdene Geschirr durch knustergerechte Auflegung eines Drahtgeflechtes wieder gebrauchsfähig machte, hätte ihm natürlich nicht zu seinem Nutzen verholfen. Denn diese Dienste würde den Erlengrundern auch jeder andere Slawonier geleistet haben. Doch der Seff besaß noch andere schätzenswerte Eigenschaften. Er war für die Erlengrunder Monatsjournal und Warenvermittler. Von ihm erfuhren sie nicht nur alle Neuigkeiten, die sich in den letzten vier Wochen im engeren und weiteren Umkreis zgetragen hatten, er wußte auch am besten wo eine gute Milchziege zum Verkaufe stand, wer Viehfutter verkaufte oder benötigte usw. Für

die Männer hatte der Seff noch etwas Besonderes in petto: Unter seiner alten Wolldecke trug er einen riesigenbeutel mit Tabak von einer Güte, wie ihn die Erlengrunder sonst nie zu rauchen bekamen. Und von diesem Kraute durften sie, während sie im Hüttenwinkel den Erzählungen Seffs lauschten, ihre Pfeifen nach Belieben stopfen.

Zu alledem war der Seff noch anerkannter Heilkünstler für Mensch und Vieh. Weniger für die Krankheiten, von denen der Seff behauptete, daß sie aus krankem Geblüt stammten, und gegen die er für geringe Entschädigung einen guten Blutreinigungsaft verabreichte, als vielmehr für die große Zahl der Funktionsstörungen im menschlichen und tierischen Körper, deren Herkunft und Natur auch der zeitgenössischen wissenschaftlichen Medizin rätselhaft war, von denen aber die Gebirgler felsenfest glaubten, daß sie angebert, „angetan“ waren, und die deshalb auch nur durch Sympathiekuren wieder fortgebracht, „vertan“ werden konnten.

In diesem Fache war der Seff Meister. Was den unter kräftigem Streichen der erkrankten Glieder gemurmelten Zaubersprüche widerstand, das „vertat“ er je nach der Natur der Krankheit unter geheimnisvollen Zeremonien in Schachteln oder Leinwandlappen, die er dann bei abnehmendem Monde in der Mitternachtsstunde unter neuem Zauberverk auf Kreuzwegen vergrub.

Und nicht nur, daß der Seff die Erlengrunder auf diese Weise von Gliederreihen, Bein- und Stiefelfrosen und den so gefürchteten Herenschüssen und anderen Uebeln befreite, er war auch darauf bedacht, daß die fortgebrachten Gebrechen nicht wieder andere Erlengrunder befielen, indem er deutlich zu verstehen gab, daß er alle Krankheiten nur auf den Kreuzwegen des uralten, aber in Verfall geratenen Kenntnisses, der direkt auf die böhmische Grenze zuführte, „vertat“.

Es war schauerhaft zu hören, welchen Aufregungen der Seff bei diesen Verrichtungen ausgesetzt und in wie vielerlei Gestalt ihm der leibhaftige Gottseibeiuns in mittlernächtiger Stunde schon erschienen war, um ihn zu einem unbedachten Worte zu verleiten. Denn bei diesem Zauberverk durfte außer der Verschönerungsformel keine Silbe über die Lippen des Vertners kommen, wenn er seine Seele nicht unweigerlich an den Teufel verlieren wollte. Aber der Seff hatte allen Aufregungen gegenüber bisher standgehalten. Damit war sein Ansehen immer mehr gewachsen, während die Erlengrunder lieber die weitesten Umwege machten, ehe sie nur einen Fuß auf den ohnehin verrufenen, offenbar noch aus der Heidenzeit stammenden Kenntnisteig setzten. Und als der Anführer der in Erlengrund stationierten Grenz-wächter von einem Patrouillengang, auf dem er im Diensteser auch den Kenntnisteig beschritten hatte, mit einem Herenschuß nach Hause kam, der allen Heilverfahren trotzte, und den auch der Seff nicht befeitigen konnte, weil er ihn ja selbst „vertan“ hatte, da gingen auch die Grenzer und Förster an, den Kenntnisteig als nicht geheuer zu meiden.

Entschädigung für seine Mißverwaltung bei dem „Vertan“ der Krankheiten nahm der Seff niemals. Sympathiekuren mußten, wenn sie Wirkung haben sollten, grundsätzlich unentgeltlich ausgeführt werden. Die Erlengrunder entschädigten den allezeit Hilfsbereiten in der Weise, daß sie jeden Versuch anderer Slawonier in den Geschäftssprengel Seffs einzudringen, schroff zurückwiesen.

Heute war dem Seff große Ehre widerfahren. Kaum daß er den Ort betreten hatte, war ihm schon vom Hüttenstreiber mitgeteilt worden, daß man ihn im Herrenhause erwarte.

(Fortsetzung folgt.)



## Hebemaschinen.

Von Karl Hermann.

Es ist in der Natur der modernen Technik begründet, daß sie, gewaltige Kräfte beherrschend, auch mit großen Materialmassen, gleichviel in welcher Gestalt, umgehen muß. Einmal gilt es, ungeheure Kohlen- und Erzquantitäten aus der Tiefe des Erdinnern bis hin zum Verwendungsort zu schaffen, das andere Mal, schwere Dampfkessel oder gewichtsreiche und doch in gewisser Hinsicht empfindliche Maschinenteile an ihren Arbeitsort zu legen oder davon zu entfernen und ähnliches mehr. Stets aber handelt es sich dabei um große Lasten, zu deren Bewältigung besondere Vorrichtungen erforderlich sind. Von den Transportmitteln

und bemerkte sofort, wie sich das andere Ende mit weniger Mühe aufwärts bewegen ließ und dabei auch der Block sich für einen Moment etwas hob. Es wurde dasselbe einfache und oft benutzte Werkzeug, das wir heute als eisenbeschlagenen Hebelbaum und eiserne Brechstange kennen, von dem wir aber auch in der Physik hören, wo man solche und ähnliche Geräte gemeinsam als Hebel bezeichnet und daran ein wichtiges Gesetz der Mechanik erläutert. Ein solcher Demonstrationsapparat besteht aus einem starken, geraden Stab, von dem das eine Ende in einem Scharnier befestigt, das andere darum frei drehbar ist. Den Stab selbst hat man in seiner Länge mit gleichmäßigen Teilungsstrichen versehen. Wenn man nun in der Nähe des Scharniers derart ein passendes Gewicht auf den Stab stellt, daß die Strecke von ihm bis

als eine praktische Verwertung des Hebelprinzips wäre noch die Hebelade zu nennen.

Von diesen primitiven Werkzeugen kann man auf eine Vorrichtung schließen, die in mancherlei Gestalt schon zum Heben im technischen Sinne gebraucht wird, also um irgend eine Last über gewisse Strecken empor zu bringen, die Seilwinde. Wir befestigen eine Kurbel am Ende einer beweglich gelagerten, wagerechten Achse, überziehen diese mit einer langen Holzwalze von geringem Durchmesser und schlingen ein Seil daran fest. Dreht man die Kurbel, so wickelt sich das Seil auf die Rolle und ein Gewicht, das man an sein anderes Ende hängt, wird emporgezogen. Das Prinzip einer solchen einfachen Hebemaschine, die man noch als Baumwinde bei Brunnenbauten, zum Emporheben des Eimers usw. antrifft, basiert zum Teil gleichfalls auf



Charlotte Bernstein-Singer: Im Fischerdorf.

im allgemeinen wollen wir hier nicht sprechen, sondern nur von einigen der Maschinen, mit denen man die Schwere der Lasten überwindet, sie vorzugsweise in senkrechter, sonst auch in schräger Richtung emporschafft oder in wagerechter Richtung über kurze Distanzen befördert, den Hebemaschinen. Die Maschinenteknik kennt eine ganze Anzahl. Um uns mit dem Zweck und Sinn der einzelnen näher vertraut zu machen, wollen wir zunächst bei den einfachsten Mitteln der Hebeltechnik anfangen.

Wir können uns wohl denken, daß der Mensch in den Anfangszeiten, genau so, wie er mit primitiven Werkzeugen die Tätigkeit seiner Hände günstiger gestaltete, auch Mittel suchte, die Gewalt seiner Arme zu unterstützen, wenn es galt, eine Last, vielleicht Felsenstücke, emporzuheben. Er ergriff das Ende eines Baumstammes, spähte nach einer Stelle des Blocks, wo dicht am Erdboden ein Stück ausgesprungen war, setzte das eine Ende seines Holzes hinein

zum Scharnier eben ein Drittel, Viertel oder Siebentel der Gesamtlänge bildet, und das freie Ende emporbewegt, so merkt man, daß es beim Heben um so weniger Mühe kostet, je kürzer die belastete und je länger die freie Strecke gewählt wurde. Dieser Apparat wäre ein einarmiger Hebel, weil der Ruhe- oder Unterstützungspunkt an dem einen Ende und der Ort der Last davor liegt. Ebenso kann man natürlich den Unterstützungspunkt in einem Viertel oder Siebentel der Hebellänge anbringen und beide Enden beweglich machen; den praktischen Vergleich hätten wir, wenn man vor dem scharfen Ende einer Brechstange, das man an die Last setzte, einen Block unterlegte und das längere Ende herabdrücken würde. Auch damit würde die Last gehoben. Hier handelt es sich um einen zweiarmigen Hebel, bei dem gleichfalls die Gewalt, mit der man das freie Ende abwärts pressen muß, um so geringer ausfällt, je länger man dieses wählt.

dem physikalischen Gesetz vom Hebel. Wir haben in der Kurbel den langen, im Rollenteil von der Achse bis zum Auflageort des Seils den kürzeren Hebelarm vor uns, die wir beide zwar nicht auf und ab, aber kontinuierlich im Kreise herum bewegen. Darum ist es wie oben: je länger zu nächst der Arm der Kurbel und je geringer der Halbmesser der Seilrolle, desto leichter wird es uns, die unten am Seil hängende Last zu bewältigen. Nun kann diese aber unmöglich mit derselben Geschwindigkeit emporkommen, mit der wir die Kurbel herumschwingen, wir bemerken vielmehr, daß sie um so langsamer steigt je länger der Kurbelarm bemessen wurde. Also ersparen wir allerdings an Kraft, aber wir brauchen dafür mehr Zeit. Diese Tatsache offenbart ein Mittel, größerer Lasten mit verhältnismäßig geringen mechanischen Kräften Herr zu werden, wenn wir uns mit einer langsamen, allmählichen Bewältigung begnügen, und der Verwertung dieses Prinzip

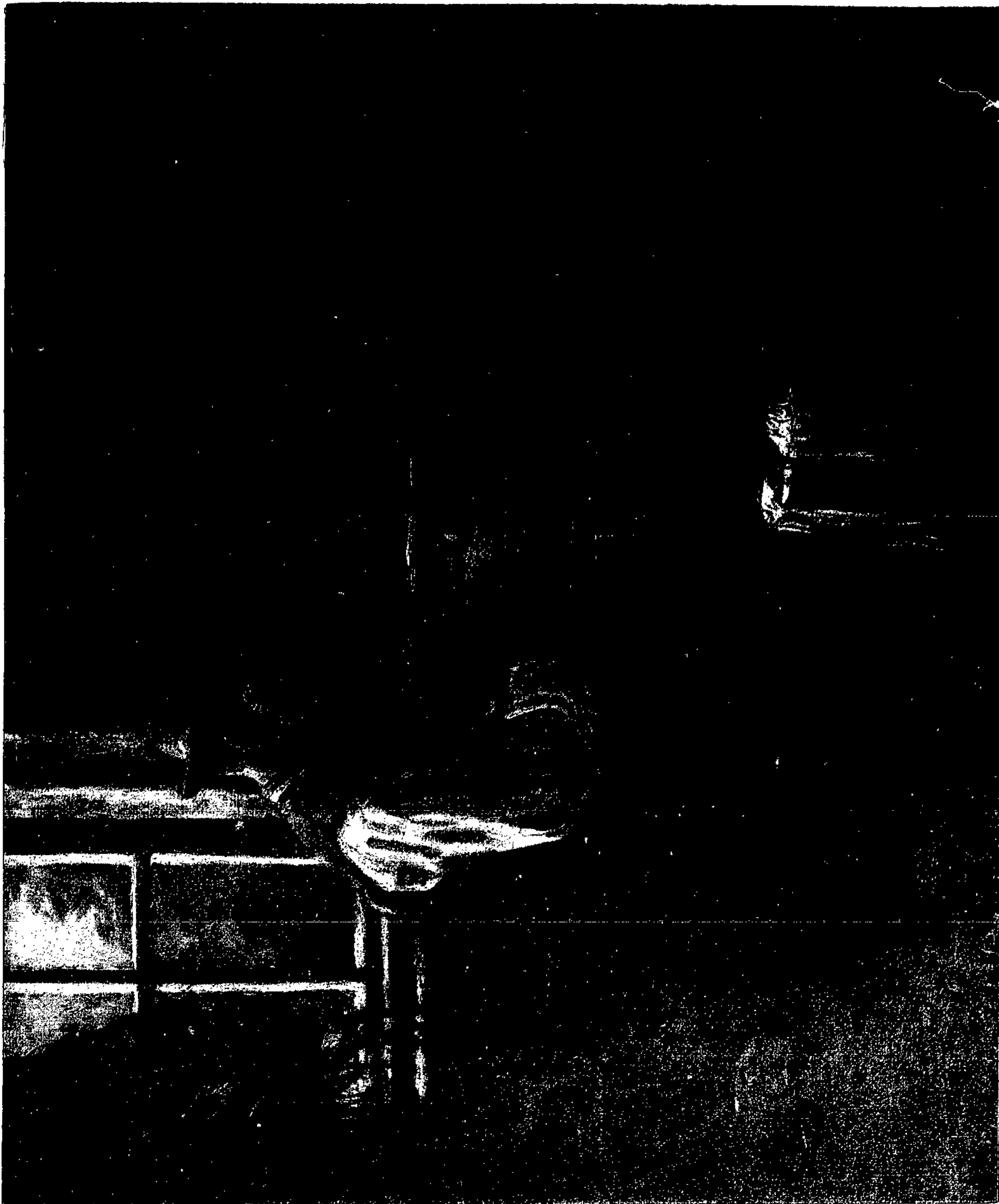


begegnet man in der Technik der Hebe­maschinen sehr häufig.

Als eigentliche Vorwinde, wo z. B. schwere Steine auf 20 Meter Höhe und darüber empor­geschafft werden müssen, wäre eine solche Vor-

scheiber läßt. Man setzt deshalb nicht die Kur­bel direkt auf die Achse der Seilrolle, sondern ordnet an dem bodenähnlichen, starken Eisengerüst, das bei solchen Hebe­maschinen die Seilrolle trägt, eine zweite Welle an, und zwar mit einer oder

Mal herumgedreht hat, rückt das größere nur um ein bestimmtes Stück seines Umfangs weiter. Um demnach die Seilrolle ebenfalls zu einer vollen Umdrehung zu bringen, muß das kleine Zahnrad mehrere Rotationen zurücklegen. Es



Charlotte Bernstejn-Singer: Crayeffischer beim Winden der Halfchnur.

richtung indes zu unpraktisch. Sollen derartig schwere Lasten durch relativ geringe, wie die menschliche, Kraft hochgezogen werden, so ist dies nur möglich, wenn man nach dem eben genannten Prinzip die Emporförderung sehr langsam ge-

zwei Kurbeln an den äußeren Enden. Sie steht mittels eines einfachen Zahnradgetriebes mit der Seilrolle in Verbindung, worauf sich ein großes, an der Kurbelwelle ein kleines Zahnrad befindet. Während sich das kleine schon ein volles

darf, da dies gleichfalls eine Verlangsamung der Bewegung bedeutet, mit geringerer Kraft an­greifen. Weil man aber außen an der Kurbel wegen deren Länge wiederum weniger Gewalt anzuwenden braucht, ist es möglich, auf diese



Art mit mäßigen Kräften tatsächlich eine Last von vielen Zentnern hochziehen. Man könnte bei derartigen Vorrichtungen der Fall eintreten, daß das abwärtsstrebende Gewicht der Last sofort Seilrolle und Kurbel rückwärts herumschlägt, wenn man nicht die nötige Drehgewalt aufbietet oder die Kurbel losläßt. Um das zu vermeiden, befindet sich an der Kurbelwelle das bekannte Sperrwerk, eine mitrotierende Scheibe, deren Umfang sägezahnähnlich ausgeschnitten ist. Die gekrümmte, lose Klinker gleitet während des Vorwärtsdrehens über die schräge Seite der Zähne, würde sich jedoch am Beginn des Rückwärtsdrehens sofort gegen deren steile Seite stemmen und die Seilrolle festhalten. Zu demselben Zweck rüstet man die größeren Modelle mit einer Handbremse aus, wo sich ein breites Eisenband, von einer Hebelstange betätigt, um eine runde Fläche der Seilrolle legt.

Durch die Bezeichnung „Winde“ wurde unsere Aufmerksamkeit überhaupt auf diese Klasse der einfachen Hebemaschinen hingelenkt, weil wir daraus noch andere Vorrichtungen kennen, die man unter demselben Namen zusammenfaßt. Im gewerblichen Leben die gebräuchlichste ist die Zahnstangenwinde, die fast überall, beim Mottmachen eines gebrochenen Wagens sowohl wie beim Transport einer Maschine, in Funktion tritt. An der Bauwinde haben wir, wie dort ein kleines Zahnrad unter Verlangsamung auf den größeren Zahnkranz arbeitete; statt dessen greift hier ein in einem länglichen Holzblock verborgenes Zahnrad in die seitlichen Zähne einer sonst geraden, vierkantigen Stange. Man sibt das kleine Zahnrad meist auf der Achse eines größeren, das von einem anderen kleinen, mit der Kurbel verbundenen Zahnrad angetrieben wird. Dreht man die Kurbel, so schiebt sich infolge der zweimaligen Rückführung die Zahnstange langsam heraus und schiebt entweder oben mit einem drehbaren oder unten mit ihrem steifen Querende unter die Last. Als Sicherung fungiert hier meist ein einfaches Zahnstangen-Sperrwerk, das man, soll die Last sinken, ausklinkt. Zweckmäßig sind die Handwinden, die bei Auslösung durch bloßes Rückwärtsdrehen eingehen.

Eine andere Vorrichtung zum Handhaben schwerer Lasten, beispielsweise in der Lokomobil- und Kesselmontage, ist die Schraubenwinde. Ein massives eisernes Fußstück hat in seiner Mitte eine senkrechte Bohrung mit grobem Schraubengewinde, in dem eine starke Spindel steckt. Oben, wo ein bewegliches Querende eingelassen ist, sind zwei Löcher in der Spindel zur Aufnahme einer längeren Stange. Bei jeder Schraube überhaupt, die man ein volles Mal herumdrehen muß, um ein kleines Stück damit vorwärts zu kommen, spielt sich auch eine gewisse Uebersetzung aufs Langsame ab; deshalb wird die Gewalt, mit der die ihren Weg zwar nur ganz allmählich suchende Spindel vorwärts dringt, viel größer sein als die Drehkraft. Dasselbe gilt natürlich von der Schraubenwinde, hier wird die Kraft zum Drehen indes noch durch die als langer Hebel wirkende Stange verringert. Unter der geringen, an deren freiem Ende anliegenden Kraft schiebt sich die Spindel mit samt der Last langsam empor; läßt man die Stange los, so kann selbst eine hohe Schwere die Spindel wegen der sanften Schräge des Gewindes nicht zurückdrücken, diese Windenart sperrt sich selbst.

Nach der kleinen Abweichung wollen wir wieder auf die Seilwinde zurückkommen. Es wurde vorhin gesagt, daß verhältnismäßig geringe Kräfte ausreichen, wenn man eine größere Last langsam heben will. Muß dagegen dieselbe Last mit einer gewissen Schnelligkeit gefördert werden, dann genügt in der Regel manuelle Kraft nicht mehr, sondern an ihre Stelle muß irgend eine Kraftmaschine treten. So installiert man auf großen Bauten oft die mit einem

Drachseil versehene Seilwinde nicht oben über dem Baumwerk, sondern unten, befestigt an der Welle, wo sich sonst die Kurbel befindet, eine arbeitende und eine lose Nimmenscheibe, und teilt ihr mittels Treibriemen die Kraft einer daneben aufgeführten Dampfmaschine oder eines Gas-, Petroleum- oder Elektromotors mit. Oben im Gerüst hängt man nur eine Seilführungsrolle auf, ein in einem sicher angeschraubten Gabelstück um eine kurze Achse frei drehbares Rad, dessen Umfang eine breite Rille bildet. Darüber läuft das Seil, von dem das herabhängende Ende die Last hält. (Schluß folgt.)



## Die Sinnesorgane des Menschen und ihre Pflege.

Von Dr. R. Silberstein.

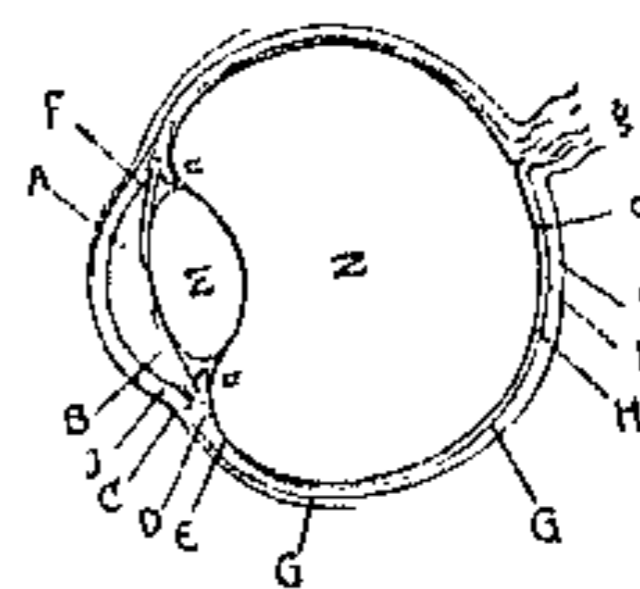
Die Sinnesorgane sind die interessantesten, feinsten und am kompliziertesten aufgebauten Glieder des menschlichen Körpers. Sie haben die Aufgabe, die Sinnesempfindungen zu erzeugen, das heißt die Erscheinungen der Außenwelt auf das Bewußtsein zu übertragen, dem Individuum die Kenntnis und Beurteilung seiner Umgebung zu vermitteln. Um diese Eindrücke der Außenwelt in ganz bestimmter spezifischer Form aufnehmen zu können, sind eine Reihe sensibler (empfindender) Nervenstränge mit ganz komplizierten Endapparaten versehen, die auf bestimmte Reize der Außenwelt ganz bestimmte Empfindungen auslösen. Die Art des Reizes, welcher ein Sinnesorgan im gewöhnlichen Leben erregt und die bestimmte Empfindung auslöst, nennt man den adäquaten, das heißt den angepaßten Reiz. So sind es die Lichtstrahlen, die die Physik als Nether-schwingungen auffaßt, die den Reiz für das Sehorgan bilden, die Schallwellen, die Schwingungen der Luft, für das Gehörorgan. Chemische Einwirkung luftförmiger Stoffe reizen das Geruchsorgan, chemische Einwirkungen flüssiger Stoffe das Geschmacksorgan, schließlich sind es die rein mechanischen Einflüsse des Druckes oder Zuges oder Temperaturveränderungen, die den adäquaten Reiz für die Tastsinne darstellen. Um die Sinnesempfindung auszulösen, muß eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein. Die äußeren Empfangsapparate müssen normal sein, die Leitungen vom Sinnesorgan zum Zentralorgan, dem Gehirn, müssen, wie dieses selbst, ordnungsgemäß funktionieren. Vom Gehirn aus müssen dann wieder die Leitungen ordnungsgemäß zu den Organen der Bewegungskomplexe, den Muskeln, gehen, damit dem Bewußtsein das Material zu den Vorstellungen von äußeren Objekten geliefert wird. Ist auch nur ein Glied in dieser Kette nicht völlig intakt, so werden die Sinnesempfindungen mehr oder weniger stark beeinträchtigt. Die Sinnesorgane selbst liegen entsprechend ihrer Aufgabe als Aufnahmeapparate der Außenwelt mehr oder weniger frei an der Außenseite des Körpers, sie sind manchen Gefahren ausgesetzt und vielen Schädigungen. Versuchen wir deshalb, ihren Bau und ihre Tätigkeit uns zu vergegenwärtigen, damit wir um so mehr alles vermeiden lernen, was diese für das menschliche Leben und Glück so überaus wichtigen Organe schädigen und unbrauchbar machen könnte.

Beginnen wir gleich mit dem edelsten und kompliziertesten Organ, dem Auge, von dem wir bestehend eine Abbildung geben.

Das Auge ist ein kugelförmiges Gebilde, das von drei Schichten oder Häuten umgeben ist. Die äußerste Haut ist die harte Haut, deren vorderer gewölbter Abschnitt durchsichtig ist und Hornhaut heißt, während der weitaus größere Teil, der vorn als das „Weiße“ des Auges

sichtbar ist, Lederhaut genannt wird. Die zweite Schicht heißt Gefäßhaut, weil sie sehr reich an Blutgefäßen ist, von ihr ist vorn nur der Abschnitt sichtbar, der hinter der Hornhaut liegt und Iris oder Regenbogenhaut heißt. Die Iris hat in der Mitte ein Loch, die Pupille, das durch einen wunderbaren Muskelapparat, ganz wie eine Blende an einem photographischen Apparat, erweitert und verengt werden kann, zu dem Zweck, um bei zu starker Helligkeit sich abzublenden oder bei der Dunkelheit sich zu erweitern. Die dritte Schicht, auf der sich der Sehnerv ausbreitet und in besonders komplizierter Weise endigt, heißt Netzhaut; vorn kommt die Netzhaut überhaupt nicht in Frage. Innen ist der Augapfel mit einer durchsichtigen gallertartigen Masse, dem Glaskörper, ausgefüllt; vorn zwischen Hornhaut und Iris befindet sich ebenfalls eine vollkommen helle Flüssigkeit, und dicht hinter der Iris liegt die Linse. Um nun eine deutliche Gesichtswahrnehmung zu erzielen, müssen einerseits die genannten Organe, Linse, Glaskörper und wässrige Flüssigkeit vollkommen klar und durchsichtig sein und andererseits die Lichtstrahlen, die ins Auge fallen, sich in einem Punkte treffen, der gerade in der Ebene der Netzhaut liegt. Das menschliche Auge ist nun so eingerichtet, daß alle aus weiter Ferne (bis auf zehn Meter Entfernung vom Auge) kommenden Strahlen sich in einem Punkte der Netzhaut vereinigen. Das ruhende menschliche Auge ist also auf das Sehen für weite Entfernungen eingestellt, das sollte uns schon ein Ansporn sein, viel in die Ferne zu

Das Auge, senkrechter Durchschnitt.



- J Hornhaut.
- G Lederhaut oder weiße Haut.
- K Gefäßhaut.
- B Iris oder Regenbogenhaut mit Pupille.
- H Netzhaut mit dem gelben Fleck o der lichtempfindlichen Stelle.
- g Der Sehnerv.
- M Linse.
- N Glaskörper.
- A Vorderer Augentamnen.

schauen; weite Blicke über Feld und Wiesen und Wälder sind eine Erholung für das Auge, dauerndes Sehen in der Nähe ist eine Arbeitsleistung, eine Anstrengung für das Auge. Um nun aber auch Gegenstände näher dem Auge deutlich sichtbar zu machen, haben wir die Einrichtung der sogenannten Akkommodation, der „Anpassung“, der Linse. Rücken die Gegenstände aus weiter Entfernung in die Nähe des Auges, so fallen die Strahlen nicht mehr direkt auf die Netzhaut, sondern hinter die Ebene der Netzhaut, es bilden sich Zerstreuungskreise, die ein undeutliches Bild erzeugen. Hier greift nun die Akkommodation in der Weise ein, daß durch Muskelzug an der Linse die Linse selbst stärker gewölbt wird, sie wird aus einer schwachen Sammellinse eine starke Sammellinse und zieht die Strahlenvereinigen wieder nach vorn auf die Netzhaut, so daß auf diese Weise deutliche Bilder entstehen. Der Prozeß des Sehens selbst, die Tätigkeit der Zellen auf der Netzhaut, die Farbenunterscheidungen und manches andere will ich hier nicht betrachten, weil es soviel physikalische Kenntnisse voraussetzt, wie man sie bei den meisten Lesern leider nicht findet; erwähnen will ich nur, als leichter faßbar, daß das Sehen mit beiden Augen den ungeheuren Vorteil bietet, das körperliche sogenannte stereoskopische Sehen und die genaue Feststellung des Ortes, den ein Körper im Raum einnimmt, zu ermöglichen. Beim Sehen mit einem Auge bekommt man zwar eine Vorstellung von der Richtung, in welcher ein Körper sich befindet, wo er sich aber in dieser Richtung befindet, kann beim einäugigen Sehen nur durch Betrachten von zwei Punkten aus ermöglicht werden, statt



man einen Gegenstand von zwei verschiedenen Punkten mit einem Auge betrachten zu müssen, können wir ihn durch die beiden Augen mit einem Blick genau an seinem Orte im Raume vorstellen.

Zum Schutze des Augapfels hängen vorn die Augenlider, die willkürlich geöffnet und geschlossen werden können, die sich aber auch unwillkürlich, man nennt das reflektorisch, bei der leinsten Verührung des Augapfels schließen. Zur Feucht- und Glänzhaltung des Auges dient die Tränenflüssigkeit, die von den Tränenrüben fabriziert wird und vermittels eines kleinen Pumpwerkes durch den Tränenleitkanal nach der Nase abgeleitet wird; ist dieser

Kanal irgendwie verstopft, so läuft die Tränenflüssigkeit über die Augenlider aus dem Auge, das Auge trânt.

Was können wir nun tun, um dieses kostbare Organ gesund und funktionsfähig zu erhalten?

Die Pflege des Auges hat schon mit der Geburt, gewissermaßen eigentlich schon vor der Geburt zu beginnen. Einer der schlimmsten Feinde des menschlichen Auges ist der Erreger der Tripperkrankheit. Nach Lamhofer haben 60 Proz. aller Blinden ihr Augenlicht durch Tripperinfektion des Auges eingebüßt, nach Gräfe hatten 1887 in den Blindenanstalten Sachsens 75 Proz., nach Horner in einer schwei-

zerischen Blindenanstalt 79 Proz. ihr Augenlicht durch das Trippergift verloren. Diese Ziffern bedeuten eine ernste Mahnung an alle diejenigen, die den Tripper für eine harmlose Erkrankung halten, ja sich nicht scheuen, mit ungeheiltem Tripper in die Ehe zu treten, die Frau anzustecken und das nachfolgende Kind der Gefahr der Erblindung auszusetzen. Die Infektion des kindlichen Auges erfolgt meist in der Weise, daß bei dem Geburtsakt der Tripperichleim aus der Scheide der Mutter in das Auge eindringt. Credé hat sich das große Verdienst erworben, diese Tripperinfektion der Neugeborenen wirksam zu bekämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Sturmeswehen.

Skizze von G. Weber.

Das war ein Wetter! Vom See her jagte der Wind mit ungestümmen, rasender Kraft über das Volkswerk. Zeitweilig wehte er so stark, daß der feine, mannhärllich rieselnde Regen unter seinem Druck zerstäubte und in grauen, nassen Staubwolken vor ihm einhertrieb. Der See tobte und raste unter den kraftvollen Stößen des Sturmes und die schweren Lastkähne am Volkswerk ächzten und stöhnten. Nicht nebeneinander lagen sie, steuernrecht vor dem Wind und lauzten in ungeschickten Bewegungen nach dem rauschenden Takte der Wogen.

Ein großer Kohlenkahn lag unter dem Kran, breit vor dem Wind, und auf ihm frei in Wind und Wetter arbeiteten Männer. Mit großen, schweren Schuppen warfen sie die regen-nassen Kohlen in große, eiserne Kasten. Sobald ein Kasten voll war, hob ihn der Kran heraus und setzte ihn auf den Wagen. Eine kleine Lokomotive zog dann die vollen Wagenzüge die Straße hinauf bis auf den Hof des großen Eisenwerkes. So ging es eintönig und rastlos den ganzen Tag hindurch. Von früh bis spät, ungeachtet des Regens und des eifigen Sturmes, bis auf die Haut durchdrüßte, verrichteten sie in mühseliger, saurer Arbeit ihr schweres Tageswerk. Steif und verkrampft waren ihre Bewegungen und müde und abgepaunt verkröchen sie sich in den kurzen Pausen, die durch das Aufheben der Kasten entstanden, hinter die schützenden Bordwände des Kahnes. Erstarrt und erschöpft harrten sie sehnsüchtig der erlösenden Stunde des Feierabends; doch nur langsam schritt die Zeit vorwärts, fast schien es, als wäre auch sie in dem kalten, öden Grau des Tages erstorben.

Und da, knapp eine Stunde vor dem Feierabend, kam ein Dampfer vom Fluß herüber; durch Sturm und Wellen schleppte er noch einen Kohlenkahn heran. Kaum einen Fuß breit ragte der Bord des Fahrzeuges über Wasser. Voll Unruhe und Erregung verfolgten die Männer das unwillkommene Schauspiel und zornige Blicke trafen den Schiffer, der im langen Regenrock am Steuer des Kahnes stand.

„Kommt Ihr nicht bis morgen dort drüben bleiben, wo Ihr Schutz hattet? Ihr werdet hier über Nacht erlaufen mit Eurer Arche!“ rief einer hinüber.

Der Schiffer antwortete nicht. Was konnte er dafür? Ihm war, als er die Ladung übernommen, gesagt worden, die Fabrik besitze eine eigene, gut geschützte Hafenanlage und sehr gute Anladeeinrichtungen, und daraufhin hatte man mit ihm verhältnismäßig niedrige Fracht- und Liegegelder vereinbart. Nun war er hier und man würde er verlangen, daß sein Fahrzeug sofort, um so viel als nötig schien, geleichtert werde, oder die Firma mußte für den eintretenden Schaden haften. Die paar Flöße, die da im See verankert waren, konnten doch keinen

Schutz bieten gegen ein Wetter, wie es heute war.

Mit dem nächsten Zug fuhr der Schiffer hinauf, um sich im Kontor zu melden, und dann kam er mit dem Inspektor wieder herunter. Unwirsch und finster blickte der alte Inspektor vom Volkswerk hinüber nach dem neuangekommenen Kahn und dann winkte er seinen Leuten, die unter dem Kran arbeiteten. Da nahmen die Männer ihre Schuppen und gingen einer nach dem anderen, steifbeinig, in den wassertriefenden Kleidern über die Laufplanke an Land.

„Ihr müßt den neuen Kahn noch leichtern! Sechshundert Zentner müssen heraus. Ihr müßt solange arbeiten, bis der Schiffer zufrieden gestellt ist!“ befahl der Inspektor, als sie alle vor ihm standen.

Da senkten die Männer die Köpfe und gingen still hinter den Kran, um Schutz zu suchen vor dem Wind und dem Regen. Und hinter dem Kran sprachen sie miteinander erregt und vor Kälte zitternd.

Dann kam einer wieder hervor, zog vor dem Inspektor seinen regentriefenden Schlapphut und bat, der Herr Inspektor möchte sie doch zum Feierabend ablösen lassen, sie wären nicht mehr imstande, länger zu arbeiten. Das Wetter hätte sie alle todmüde gemacht.

Da hob der Inspektor seinen grauen Kopf und blickte den Sprecher scharf und streng an.

„Wer gehen will, kann gehen! Aber für immer verstanden!“

Kurz und schroff klang es den erschrockenen Männern in die Ohren.

Dann kletterte er auf die kleine Lokomotive und ließ sich wieder hinauffahren in die Fabrik. Und die Arbeiter bestiegen mürrisch und verdrossen den vollen Kahn, der inzwischen unter dem Kran festgemacht hatte.

Noch träger als vorher schlichen die Stunden vorüber. Noch heftiger wurde der Sturm und noch kälter, eifiger wurde der Regen. Die elektrischen Bogenlampen am Ufer flammten auf, und ihr weißes Licht färbte die abgepaunten Gesichter der übermüdeten Männer fast todesblau.

Wie schwer arbeitete es sich auf dem schwankenden Fahrzeug. Nur langsam, ganz langsam füllten sich die großen, eisernen Kohlenkisten. Und je mehr der Abend voranschritt, desto mehr griff die Ermüdung Platz. Sechshundert Zentner sollten sie ausladen und sie schafften nicht hundert in einer Stunde. Kein Wort wurde mehr gesprochen, nur das Surren des Kranes mischte sich mit dem Brausen des Sturmes. Sobald der Kasten voll war, warfen die Männer die Schuppen hin und hockten sich in die Löcher, die sie tief in die Kohlen eingegraben hatten.

So rannen die Stunden langsam und träge. Alles war müde und schläfrig; auch der Mann oben am Kran. Hin und wieder schlug

der volle Kasten beim Aufheben gegen eine Klauke, dann zitterte das ganze Fahrzeug und löse stöhnte rieselten schotternd hinunter in die eingegrabenen Löcher. Steiner der Männer, die schweißend darin hockten, adelte an die Gefahr.

Da plötzlich wieder ein Schlag. Heftiger, mächtiger als je zuvor. Und gleich darauf donnerte es durch die Luft von fallenden Stöhlen. Diesmal war es der Sturm; mit Riesengewalt hatte er den Kahn gegen das Volkswerk gelehndert und blitzschnell hatte er die schlaftrunkenen Gestalten an ihren Löchern heraufgeschleudert. Erschrocken starrten sie um sich und jeder war bemüht, festen Halt zu finden. Doch gleich darauf war es wieder wie zuvor; übermäßig schaukelte der Kahn und der Wind sang wieder seine kraftvolle Melodie. Aber in das Brausen des Windes mischte sich das halb erstickte Stöhnen und Wimmern eines Menschen. Sie hörten es alle und mit entsetzten Miener tingen sie an zu suchen. Sie riefen nach dem Schiffer, mit der Sturmlaterne sollte er kommen, und endlich fanden sie die Stelle, wo der verschüttete Stamerad lag. Um ihn nicht mit den Schuppen zu verletzen, begannen sie sofort mit ihren nassen, kalten Händen die Kohlen hinwegzuräumen; in heißem Eifer waren sie bemüht dem Vermöglichen zu helfen. Und während sie auf den Knien lagen und sich die Hände blutig rissen in dem harten Gestein, fuhr der Lokomotivführer schnell hinan in die Fabrik, um den Kranwagen zu bestellen und um den alten Inspektor aus seiner warmen Schreibstube nach dem See herunterzuholen.

Mit ihren kalten, verkrümmten Händen wühlten sie in den harten Kohlen. Der Wind riß immer mächtiger und gewaltiger an ihren nassen Kleidern und brannte ihnen in die Ohren. Das Gefühl der ängstlichen Unterwürfigkeit verjagte er aus ihrem Herzen und entsachte und schürte darin das blutfeuer heiligen Trostes.

Jetzt ist's genug der Qual! Steiner sprach es aus, aber alle fühlten es und alle empfanden es.

Und als sie mit ihren blutigen Händen den bestimmungslosen Stameraden über die Laufplanke an das Land getragen hatten und der Inspektor sie dann aufforderte weiterzuarbeiten, da traten sie dicht vor ihn hin und eine zornbelebende, laute Stimme sprach aus ihrer Mitte: „Wir sind auch Menschen! Eben solche wie Du einer bist! Jetzt ist's genug. Wir wollen uns nicht länger wie das Vieh schinden und quälen lassen!“

Dann machten sie sich schweigend und müde durch Nacht und Regen auf den Heimweg.

Während stand der alte Inspektor und blickte ihnen nach. Der Sturm fuhr ihm in die Ohren und immer wieder hörte er durch das Brausen die anfliegenden Worte: Wir sind auch Menschen!



Seliges Vergessen.

Im Winde säkeln, Mutter die Blätter, Und bei dem Säuseln Schlummre ich ein. Ueber mir schwanen Und spielen die Winde, Wiegen so lüde Das Schiff der Gedanken, Wie wenn ohne Schwanen Der Himmel mir offen, Daß still wird mein Hoffen Und Frieden ich finde, Und bei dem Säuseln Schlummre ich ein.

Etchendorf.

Unsere Bilder. Zwei Interieurs und eine Landschaft führen wir heute unseren Lesern im Wilde vor. Von der deutschen Ostseeküste erzählen die drei Neuproduktionen, wo ein Fischer- und Schifferproletariat unter Mühsal und Beschwerden seinen Kampf ums Dasein zu ringen hat. Und von diesem Mühen und Arbeiten wissen auch unsere Bilder ein Lied zu singen. Emsig in sein Tagewerk vertieft sieht "Der Sägenfeiler" in seinem Werkraum. Das stumpfgewordene Arbeitsgerät aufzuschärfen, ist seine Aufgabe. Zahn um Zahn ist zu prüfen, nachzuschleifen, auszuhämmern, zu härten. Inermüßlich müssen die Augen herhalten, daß kein Feilstrich zu viel und keiner zu wenig die schneidende Wirkung des Werkzeuges beeinträchtigt. Dabei blüht und blüht der metallische Glanz des Sägenbandes und erschwert die Aufmerksamkeit des sonstigen Arbeiters. Auch der Arbeiter des anderen Wildes ist ganz in sein Werk vertieft. Wir sehen einen "Travelfischer beim Winden der Kalfschnur". Sachgemäß zieht er die einzelnen Fäden zur Schuur zusammen. Auch er schaut nicht auf. Gedämpft fließt durch das mächtig breite Fenster des Fischerhauses das Licht in den Arbeitsraum. Nebelwerk hängt an den Wänden, und die vieredige Kalfschnurwinde füllt mit ihrem Klappern und Knarren die niedrige Stube. Draußen aber rauscht das Meer. Die grangrünen Wellen wühlen im Strandröhricht und lassen die breiten, plumpen Fischertähne klatschend auf und nieder tanzen. Hinter Busch und Baum träumen die Häuser des "Fischerdorfes". Nur ihre Dächer schauen auf das Meer hinaus — auf das graue, grollende Meer, dessen tüchtige Wogen schon so manchen Dorfangehörigen verschlungen...

Die Eigenart von Land und Leute hat die Malerin unserer Bilder künstlerisch gut wiederzugeben verstanden. Sowohl aus den Interieurs, wie aus der Landschaft, spricht eine warme Liebe zur Natur und zu dem Menschenschlag, der zu dieser mit färglichen Reizen ausgestatteten Natur gehört, wie sie besonders für Norddeutschland typisch ist. Breit und ruhig sind die Bilder gemalt. Etwas Friedliches geht von ihnen aus. Den Ernst der Motive stimmen die kräftig gehaltenen Farben lichter. Alles Aufdringliche ist vermieden. Eine realistische Schlichtheit und Ungefünfteltheit spricht ebenso gut aus dem Landschaftsbilde, wie aus den Arbeits- und Interieursbildern. So werden keine großen Anfechtungen von künstlerischer Schulung an den Beschauer gestellt, der in jedem der Bilder, von künstlerischer Liebe vertieft und veredelt, ein Stück Leben, ein Stück Natur vor sich sieht, wie es der sehen kann, der mit offenen Augen durch die Welt geht. Die gleichen Vorzüge finden unsere Leser auch in einem anderen Bilde derselben Künstlerin ("Im Fabrikviertel", "Neue Welt" Nr. 5, laufender Jahrgang, auf das wir bei dieser Gelegenheit zurückverweisen).

Ein Obstruktionsredner im römischen Senat. Die parlamentarische Obstruktion als politisches Kampfmittel gilt für etwas ganz Modernes. In dessen läßt sich schon aus dem klassischen Altertum, aus der Geschichte der römischen Republik, nachweisen, daß bereits damals die Idee der Obstruktion aufgetaucht ist. In einer freilich für uns sehr fremdartigen Form gehörte die Obstruktion sogar zu den ständig gebrauchten Hausmitteln, womit die rö-

mische Aristokratie mißliebige Volksversammlungsbeschlüsse zu hinterzählen suchte. In ablichen Händen lag nämlich die Weissagung aus dem Fluge der Vögel, den Eingeweiden der Opfertiere, dem Appetit gewisser heiliger Kühner usw. Die Priester wußten allemal unglückliche Vorzeichen zu entdecken, wenn in der Volksversammlung etwas vorkommen sollte, wodurch die Abelsinteressen verletzt wurden; die Versammlung mußte dann vertagt werden, und der Staat war zunächst gerettet. So kündigte noch im Jahre 59 v. Chr. während Cäsars erstem Konsulat sein Amtskollege und politischer Gegner aus der Abelpartei, Vibullus, als der Gang der Dinge ihm gar zu widerwärtig wurde, frischweg durch öffentlichen Anschlag an, daß er die fromme Absicht habe, an allen in diesem Jahre zu Volksversammlungen geeigneten Tagen nach Himmelszeichen zu spähen. Darauf pfiff Cäsar nun freilich. Aber es trat ihm im nämlichen Jahre auch eine andere ganz modern anmutende Art der Obstruktion entgegen, die ihm mehr zu schaffnen machte: im Senat nämlich, der mehrhausartigen Körperschaft von erblichen Gesetzgebern, die das aristokratische Gegengewicht gegen die demokratische Volksversammlung darstellte. Im Senat hatte Cäsar beauftragt, den Steuerpächtern ein Drittel der Pachtsumme zu erlassen. Diesem Vorschlag trat der jüngere Cato als eifrigster Gegner der hohen Finanz mit der größten Festigkeit entgegen und setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn im Senat zu Fall zu bringen. Als nun der Senat unter Cäsars Vorsitz über die Frage beriet, geschah nach dem römischen Schriftsteller Atteius Capito folgendes: „Der Konsul Caius Cäsar fragte den Marcus Cato um seine Meinung. Da dem Cato die Sache, die beraten wurde, dem Staatsinteresse schädlich schien, so wollte er, daß nichts daraus würde. Um die Sache also in die Länge zu ziehen, hielt er eine lange Rede und verbrachte den ganzen Tag mit Sprechen. Der Senator hatte nämlich das Recht, wenn er um seine Meinung gefragt wurde, vorher, soviel und solange er wollte, von anderen Dingen zu reden. Der Konsul Cäsar rief den Amtsdienner und befahl, den Medner, da er kein Ende machte, zu ergreifen und ins Gefängnis abzuführen. Gleichzeitiger aber erhob sich der Senat und geleitete den Cato zum Gefängnis. Wegen dieses Zeichens des Unwillens ließ Cäsar ab und befahl, Cato freizulassen.“ Schade, daß wir den stenographischen Bericht über die Obstruktionsrede Catos nicht haben; vielleicht stand aber bloß zusammenfassend im Protokoll: Marcus Porcius Cato spricht 8 Stunden über alles Mögliche und einiges andere. a. e.

Der Herbst bringt die kurzen Tage und die langen, kalten Nächte. Wie der Frühling im engen Zusammenhang mit dem Sommer steht, so weigt er zum Winter hin; sein Verlauf gilt als maßgebend für die winterliche Witterungsgeftaltung. Dabei ist ein großer Unterschied zwischen den ersten und den letzten Herbstwochen. Tausend Beobachtungen sind da maßgebend und ausgeprobt: vom Sterben in der Natur angefangen bis zum Verhalten der Tiere gegenüber der ins Land ziehenden kalten Jahreszeit. Besonders diejenigen Vierfüßler, die zum Winterschlaf neigen, sind einer scharfen Kontrolle unterzogen. Ihr Ansammeln von Wintervorräten wird in gleicher Weise als Maßstab für die voraussichtliche Milde oder Strenge des Winters herangezogen, wie die höhere oder tiefere Anlage ihres Winterbaues. Das Gilben und Welken der Blätter gibt gleichfalls Auskunft über die winterlichen Wetterausichten, ebenso eine, allerdings meist recht selten vorkommende zweite Blüte der Bäume. Wind, Regen, Nebel und Gewitter sprechen im Herbst eine weniger laute, prophetische Sprache als in den anderen Jahreszeiten. Das mag zum großen Teil daher kommen, weil sie zu sehr zu den charakteristischen Eigenschaften der vorwinterlichen Uebergangszeit gehören, als daß sie zu ihr in einem gewissen Gegensatz gebracht werden könnten.

Von abergläubigen Einzelheiten, die auf die Wettervorausgabe im Herbst Bezug nehmen, sei hier nur daran erinnert, daß das welke, abgefallene Epenblatt dann einen kalten Winter kündigt, wenn seine obere Seite nach oben auf die Erde zu liegen kommt; warm hingegen wird der Winter sein, wenn die Sache umgekehrt ist. Dasselbe wird auch als Auskunft auf Mißwachs oder eine gute Ernte usw. gedeutet. Fällt das Laub senkrecht zur Erde, so wird das kommende Jahr ein schlechtes und unfruchtbares sein, treibt es aber der Wind weit vom Stamme fort, so kann man sich den reichsten Hoffnungen hingeben. Ist das welke Laub von der Blattspitze an gelb, so wird das Frühgetreide geraten. Wilbt es vom Blattstiel aus, so wird die Spätfaat besser ausfallen.

Vogelflug, Spinnweben, Wolkenzug geben gleichfalls Anlaß zu den verschiedensten Deutungen. Die Spinnweben, die besonders zur Zeit des sogenannten Altwinterommers treiben, kündigen, wenn sie

reichlich fliegen, meist gute Wetterausichten. Ähnliches gilt von den Nebelschwaden, wenn sie nach bestimmten Richtungen treiben, von den hochziehenden, weißen Federwolken usw. Sie alle sind in gewisser Weise dem Luftdruck unterworfen und erscheinen nur bei gutem Wetter, lassen daher in gewissen Grenzen auf eine längere oder kürzere Andauer der guten Witterung schließen. Derartige Beobachtungen sind, den sich bei fast allen aderbautreibenden Völkern der gemäßigten Zone. Variationen, die sich vorfinden, haben meist nur lokale Färbung und ändern an dem Gesamtbild im wesentlichen nichts.

Vauernregeln und Wetterreime gibt es natürlich für den Herbst eine schwere Menge. Wir greifen aus der reichen Zahl an dieser Stelle nur einiges heraus. „Scharren die Mäuse tief sich ein, wird's ein harter Winter sein, und viel härter noch, bauen die Antjeu hoch.“ Die Beobachtungen an den wildlebenden Tieren finden in den Vauernregeln überhaupt am häufigsten Verwendung. Das Kleingetier, bis aufwärts zum Hasen, gibt in seinem Verhalten meistens die meisten und beachtenswertesten Lehren. „Ist reich rauh der Hase, dann frierst du bald an der Nase.“ „Trägt's Häschen lang sein Sommerkleid, so ist der Winter auch noch weit.“ „Halten die Krähen Monibinn, so seh' nach Feuerholz dich um.“ Dann gehen die Wetterreime auf das eigentliche Herbstwetter, aus dem sie dann die eigentliche Prognose ziehen, selbst ein. Da heißt es: „Ist der Anfang des Herbstes klar, so folgt ein windiger Winter fürwahr.“ „Ist der Herbst warm, hell und klar, ist zu hoffen ein guter Jahr.“ „Ist im Herbst das Wetter hell, kommt der Winter meist sehr schnell.“ „Ist im Herbst das Wetter schön, wird im Winter Sturmwind wehn.“ „Ist im Herbst das Wetter naß, ist auch bald gefüllt das Glas.“ Das Welken der Blätter, ihr Fallen, die zweite Baumbüte usw. finden gleichfalls reiche Beachtung. „Wenn die Bäume zweimal blühen, wachst der Winter bis Mai hinauszehn.“ „Werden die Blätter bald well und krumm, so sich nach einem Ofen dich um.“ „Sitzen die Blätter der Bäume fest, ein später Winter sich erwarten läßt.“ „Sitzen die Birnen fest am Stiel, bringt der Winter der Mäh viel.“ „Wenn die Blätter im Herbst an den Bäumen lang hängen, kommt ein strenger Winter gegangen.“ „Baumbblätter, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen.“ „Vor spätem Baumbblüten soll den Gärtner Gott behüten.“ „Säen die Birke und Weiden ihr Wipfellaub lange, zeitiger Winter im Gange.“ Von den Früchten ist eigentümlicherweise in viel geringerem Grade Rede, obwohl auch sie charakteristisch für den Herbst sind. „Wenn Giebel und Bucheckern wohl gebeihen, so ist's im Winter kalt und tut viel schneien.“ „Aber sonst wird alles auf das peinlichste und genaueste der Natur beobachtet. Nichts entgeht dem Auge des ausschauenden Landmanns: „Vaut die Ameise hoch ihr Haus, fällt der Winter trocken aus.“ Den Tieren wird die feinste Beobachtungsgabe zuerkannt, mögen sie auch sonst kaum beachtet werden. „Wenn der Tauber noch girrt, hat sich der Herbst geirrt.“ Die Zugvögel sind wahre Wetterpropheten: je länger sie bleiben, desto besser für jeden. „Kommen die Kraniche geflogen, kommt der Winter gezogen.“

Dann kommt der erste Schnee. „Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter biet er Schutz.“ „Wenn es friert in den Dreck, ist der Winter ein Ged.“ (Marr.) „Wenn es schneit in der Dreck, so friert's bald, daß es häßt.“ Gewitter sind ja im Herbst selten, immerhin heißt es: „Herbstgewitter bringen Schnee, doch dem nächsten Jahr kein Weh.“ Die Arbeit darf auch im Herbst nicht rasten; Faulheit gerät stets zum Unglück: „Schaffst du im Herbst nicht in Speicher und Keller, guckst du im Winter in den leeren Teller.“ Mit den Zugvögeln haben wir es noch einmal zu tun, denn ihr Scheiden wird ebenso beobachtet, wie ihr Kommen begründet wird. „Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten Lind Wetter wir.“ Die Nebel sind bekanntlich charakteristisch für den Herbst; auch ihr Auftreten kündigt einen milden oder strengen Winter an: „In vielen Herbstesnebeln seh' ein Zeichen von viel Winterschnee.“ Sogar das Innere der Tiere muß heranz, dem Aberglauben als Prophet zu dienen: „Ist die Sechtleber der Galle zu breit, wachst spih, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz.“ Schließlich wird auch der Tatsachen spät und launlich blühender Blumen nicht vergessen, die selbst der rauhesten Herbst einen sommerlichen, milden Winter zu geben vermögen. So sagt man: „Späte Rosen im Garten: schöner Herbst und der Winter läßt warten.“ Aber auch das Gegenteil wird mitunter prophezeit und mit diesem Gegenteil wollen wir schließen: „Ein Herbst mit dielem Sonnenlicht, oft frühen, harten Frost verspricht.“ -ld.

Nachdruck des Inhalts verboten!